

Auerthal-Beitung.

Lokalblatt für Aue, Auerhammer, Zelle-Mösterlein, Nieder- u. Oberpfannenstiel, Lauter, Bodau, Bernsbach und die umliegenden Ortschaften.

Ersteinst
Mittwoch, Freitag u. Sonntags.
Abonnementpreis
Incl. der 3 wöchentlichen Beilagen vierteljährlich
mit Bringerlohn 1 M. 20 Pf.
durch die Post 1 M. 25 Pf.

Mit 3 illustrierten Beiläutern:
Deutsches Familienblatt, Gute Geister, Zeitspiegel.

Verantwortlicher Redakteur: Emil Hegemeister in Aue (Erzgebirge).
Redaktion u. Expedition: Aue, Marktstraße.

Inserate
Die einseitige Spaltenbreite 10 Pf.,
die volle Seite 20, 1/2 S. 20, 1/4 S. 6 Pf.
bei Wiederholungen besonderer Rabatt.
Alle Postanstalten und Landbriefträger
nehmen Bestellungen an.

No. 93.

Mittwoch, den 9. August 1893.

6. Jahrgang.

Bestellungen

Auerthal-Beitung

(No. 606 der Zeitungspreisliste)
für August und September

werden in der Expedition (Aue, Marktstraße), von den Aus-
trägern des Blattes, sowie den Landbriefträgern jederzeit
gern angenommen.

Expedition der „Auerthal-Beitung“,
Emil Hegemeister.

Der „bevorstehende Krieg.“

Die Steigerung, welche in Frankreich das militärische
Selbstgefühl durch die in Siam eingeleiteten Erfolge er-
fahren, macht sich auch dadurch bemerkbar, daß die Kriegs-
lust Deutschlands gegenüber wieder offener zu Tage tritt.
So sind einzelne französische Zeitungen in lebhafter An-
sprache über die in dem „bevorstehenden Kriege“ (!) zu be-
stehenden Maßnahmen eingetreten. Wegen der Verhaftig-
keit der Erörterung, wie um des Gegenstandes selbst wil-
len müssen wir Deutschen davon Notiz nehmen. Der
militärische Korrespondent von „La Nouvelle Revue“
verbreitet sich über die Bedingungen, mit welchen Frank-
reich und Rußland auf der einen, Deutschland, Oesterreich-
Ungarn und Italien auf der anderen Seite zu rechnen
haben, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß die dritte
Republik am weitesten handeln würde, wenn sie angeht
der Thatsache, daß Gewinn an Zeit der beste Verbündete
auf französischer Seite wäre, bei dem Ausbruche des Krie-
ges in kurzer Verteidigungsstellung verharre. Dieser An-
schauung tritt General Morel aber mit aller Entschieden-
heit in der „Revue Militaire Universelle“ entgegen, indem
er darlegt, daß der von dem preussischen Generalstab vor-
bereitete (!) Plan den Einfall in Frankreich und dessen
Niedererschütterung zum Zwecke habe, um, nachdem die
westliche Macht gelähmt, sich gegen Rußland wenden zu
können, das zur Sammlung seines Heeres notwen-
dige längere Zeit beanspruche. Bis in das Kleinste, so
bedenkt sich der General aus, sei der gegnerische Feldzugs-
plan ausgearbeitet. Die Deutschen selbst wären indessen

weniger hoffnungsfroh, als die „Nouvelle Revue“ ihren
Lesern glauben macht. Hätte doch der Reichs-Langler bei
dem Einbringen der Militär-Vorlage es offen eingestanden,
daß die gegenseitigen Verhältnisse sich geändert, und Frank-
reich anstatt wie im Jahre 1870 den höchsten deutschen
Armee-Korps nur deren acht entgegenzustellen, heute in der
Lage sei, mit nahezu gleicher Kriegsmacht Deutschland be-
kämpfen zu können. Denn nun auch der Gegner mit
Siegeshoffnungen in den Kampf eintreten würde, dürfte
es ihm zu gestatten sein, nach sich genug den größten Teil
seiner Streitkräfte gegen Rußland aufmarschieren zu las-
sen. Die Notwendigkeit der Verteidigungsstellung, so führt
General Morel fort, blühe nur auf großer Ungleichheit
in der Stärke der einander gegenüber tretenden Heere be-
gründet sein. Eine solche bestehe aber auch nach deutscher
Berechnung nicht. Beständiges angestrichenes Abwachen
einer selbstthätigen Armee müßte im höchsten Grade demo-
ralisierend wirken. Es würde nur die Anwartschaft auf
sichere Niederlagen und das Erwachen aller Schred-
nisse eines feindlichen Einfalls im Gefolge haben. Wäh-
rend im Gegentheil ein sofortiger Angriff auf Deutschland
den Unternehmungsgestir, „den Gan“, habe. Rußland
müßte dahin streben, bereit zu sein, sein Heer schnell an
den Grenzen aufmarschieren zu lassen. Auf diese Weise
könne man Deutschland zwingen, gleichzeitig auf der west-
lichen und östlichen Seite kämpfen zu müssen. Zur Er-
füllung der Frankreich gestellten Aufgabe befürwortet
Morel verschiedene Maßnahmen, wie beispielsweise anstatt Re-
gimentern zu bilden, das Heer schon im Frieden auf
den Kriegszug (!) zu setzen und eine derartige Einteilung
der Armee-Korpsbezirke zu treffen, daß jeder die Obergrenze
wenigstens berühre.

Wederigens scheint der Mobilisationsplan, der bei jedem
Heere Jahr für Jahr im Voraus ausgearbeitet wird, in
Frankreich noch recht viel zu wünschen übrig zu lassen,
wie ein Zwischenfall beweist, der sich bei der jüngsten Her-
anziehung der Provinztruppen nach Paris zugetragen hat.
Unter den nach Paris befohlenen Regimentern war auch
das 113. Infanterie-Regiment, dessen Standort Blois ist. Das
Kriegsministerium setzte sich über alle Regeln des Dienst-
ganges hinweg und sandte dem Obersten des Regiments
unmittelbar dem Drahtbefehl zu, seine Truppe nach Paris
zu führen. Gleichzeitig erhielt die Orleansbahn den Auf-

trag, einen Sonderzug unverzüglich nach Blois zu senden
der das Regiment aufnehmen sollte. Mit einer Schnellig-
keit, die alles Lob verdient, kam die Bahngesellschaft dem
Befehle nach, der Sonderzug traf in Blois ein, war
aber nicht zur Stelle war, das war das Regiment. Die-
ses bestand sich gar nicht darauf, sondern seit einigen Ta-
gen im Lager von Cercottes, fünf Kilometer von Orleans
und es seinen jährlichen Schießübungen oblag. Erst nach
regem Austausch von dröhnlichen Redungen und Befeh-
len wurde dieser Sachverhalt aufgeklärt, der Sonderzug
sah, leer von Blois ab und begab sich an die richtige
Stelle, die Einschiffung des Regiments erfolgte aber erst,
nach einem Verlust von fast einem ganzen Tage und
nachdem der Zug zweifels 119 Kilometer verfahren hatte,
für die der Staatbahn natürlich zahlen muß. Die Blätter
fragen unruhig, ob es bei einer Mobilisation ebenso zu-
gehen würde. Der große Generalstab verteidigt sich, so
gut wie er kann und läßt erklären, im Ernstfalle könne
so etwas nicht vorkommen, da dann die Befehle des
Kriegsministeriums nicht an die Regiments-, sondern an
die Corps-Befehlshaber gehen, diese aber zu jener Stunde
wissen, wo ihre Regimenter sich eben befinden. Es ist
nur nicht einzusehen, weshalb der große Generalstab in
diesem Falle den Corps-Befehlshaber übergangen hat.
Auch läßt es immerhin auf, daß man im großen Gene-
ralstab den Aufenthalt des 113. Regiments nicht kannte, das
sehr seit einigen Tagen das Lager von Cercottes bezogen
hatte.

Unsere Kolonien.

Vom Wirken unserer deutschen Kulturpioniere in Ost-
afrika erzählt ein Reisender, der die Küstenstadt Tanga
besucht hat:

„Am auffallendsten macht sich der deutsche Ordnungs-
sinn bemerklich. Nichts mehr von dem berüchtigten Schmutz
und Gestank, der malarischen Unordnung, die ich von den
Wohnorten der Schwarzen und mehr der Jaber für ganz
unerkennbar hielt. Drei bis vier Jahre deutsches Regi-
ment haben das scheinbar unmögliche gemacht. Krumme
enge Gassen und zerfallene Häuser verschwinden vom Er-
boden, der Neutau wird überwacht, die Straßenflucht und
Breite vorgeschrieben, überall musterhafte Sauberkeit in

(Nachdruck verboten.)

Feuilleton.

Erst Torstenstüdt.

Eine Erzählung aus dem Bodelleben
von Catharine Meyer.

(Fortsetzung.)

„Wie findest Du ihn, Mathilde — doch Du bist Braut,
hast kein Urtheil.“ — wandte ich mich an die ältere meiner
Kousinen.

Er ist ein schöner Mann, ohne Zweifel, man müßte
blind sein, um das nicht zu sehen.“

„Er ist entschieden der schönste Mann des 19. Jahr-
hunderts“ — wozu Clara ein — und wir lachten herzlich
über diese alberne Phrase.

„Und wofür haltet Ihr ihn?“ — Ja, diese Frage schien
auch meinen Kousinen unbillig und wir zerbrachen uns
so lange den Kopf darüber, bis mein bestochener Kellner
so glücklich war, uns durch Vermittelung eines Dieners
die Willenart des wunderlichen Fremden zu besorgen und
zu übergeben. Meine Finger zitterten unwillkürlich, als
er sie in meine Hand legte; ich konnte mich erst nach eini-
gen Sekunden entschließen, Sie vor die Augen zu halten,
den ich fragte mich erst, ob mir nicht hier wieder einmal
eine Illusion werde zerstreut werden.

„Doch nein! — denn die Karte besagte nichts weiter,
als:

Erst Torstenstüdt — Drontheim.

Ich legte sie ziemlich enttäuscht auf den Tisch oder viel-
mehr in die Hände meiner Kousinen, die sie betrachteten

und mich alsdann sehr unzufrieden fragten. „Wo liegt
Drontheim?“

„Drontheim liegt in Norwegen, was Ihr wohl wissen
könnt.“

Ich klingelte. Der Kellner erschien.

„Bringen Sie mir doch aus dem Bibliothekzimmer den
Band des Meyer'schen Konversations-Lexikons, der den Buch-
staben D, Dr enthält.“

Der Kellner verschwand mit einem verschmitzten Bächeln
auf den Lippen; er wußte offenbar, um was es sich han-
delte.

Wir lasen bald darauf, daß Drontheim eine lebhaft
handelnde Stadt sei, in der viele tausend Tonnen Häringe,
Thran und Seefisch verpackt würden.

„Wiso ein norwegischer Häringehändler“ — brachten wir
alle drei hervor.

Wenn ich durch diese Entdeckung glaubte aus allen
Himmeln gerissen zu werden — so möge man mir ver-
zeihen. Ich bin eine Wittwe von 26 Jahren, und trotz
allem Pessimismus, mit dem sich gegenwärtig ein großer
Theil der Menschheit, der Mode wegen, plagt, lebenslustig
in hohem Grade, befinde mich seit vier Wochen in einem
langweiligen Bade, dessen Aufenthalt durch schlechtes Wetter
zur Hölle gemacht wird, habe keinen anderen Umgang als
zwei Bräute und zwei Bräutigams und deren Eltern, und
einige ältere Herren von schwarzem Bijou und böser Laune;
das ist keine angenehme Existenz, viel schlechter noch als
einfrümmiges Landleben, denn man hat seine feurigen Feinde,
mit denen man so oft die lachenden Wogen- und Weizen-
felder entlanggeprengt ist, zu Hause lassen müssen — nur
etwas könnte eine solche Badepelle zum Himmel machen,
nur eins, es ist leicht zu errathen — ein interessanter
Mann.

Und ein Häringehändler aus Norwegen!?

Nach vier langen, bangen Wochen glaube ich ihn gefun-
den zu haben, ich sehe ihn, liebe ihn, will ihm in die Arme
fliegen — und — er ist ein Häringehändler aus Dront-
heim in Norwegen. Wenn ich sage, daß diese Entdeckung
mich aus allen Himmeln riß, so möge man mir also ver-
zeihen.

Meine Vergangenheit, die Thatsache, daß ein schönes
Mädchen heut selten um seiner Schönheit willen unter
die Haube kommt, sie besitze denn nebenher noch großes
Vermögen, meine Liebe zu Kunst und Wissenschaft, meine
Ereignislichkeit, meine genialen, poetischen Launen und
tausend andere nach einem „glinde Anfall von Wahnsinn“
à la Lord Byron aussehenden Kleinigkeiten, geben
mir gewiß das Anrecht, mich für ein Geschöpf einer Dich-
terphantasie zu halten — ich würde meine Schönheit un-
überlegt opfern, wenn es notwendig wäre, um in den
Augen der Welt das zu sein — und ich, diese erklüftete
Frau, sollte mich in einen Häringehändler verlieben? —

Nein, und nochmals nein, und wenn er der gekreischte,
netteste Mensch von der Welt wäre, auch nur den Sohn
eines Häringehändlers werde ich nicht lieben, das ward
beschlossen im Rath der Weisen, den so über in ganz
ähnlichem Sinne sprach ich mich unumwunden meinen
Kousinen gegenüber aus.

Es war gegen neun Uhr am Abend des 13. Juli 1878.
Ich machte wie gewöhnlich meine Abendpromenade. Ran-
ging in unserm Bade frühzeitig zu Bett; ich wußte, daß
ich um diese Stunde kaum einem Menschen mehr begegne,
und das wollte ich, besonders aber heut, wo die Erschei-
nung des seltsamen Norwegers so eigenhämliche Empfin-
dungen in meinem Herzen erregt hatte. War es auch
rauh und kalt und auf dem schlüpfrigen Boden höchst
unangenehm zu luftwandeln, in der Stube litt es mich
nicht — und träumen? Nein zu träumen pflege ich nur